

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Irmgard Keun

Wenn wir alle gut wären

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung
von Text und Bildern, auch auszugsweise,
ist ohne schriftliche Zustimmung des
Verlagsurheberrechtswidrig und strafbar.
Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung,
Übersetzung oder die Verwendung in
elektronischen Systemen.

© Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln 2018

Inhalt

Satiren

Wenn wir alle gut wären	11
Die geheimnisvollen Punkte	15
Zu viel Geld	19
Klick	24
Das Schönste von München	26
Bernsteinaugen und Rosenwangen	31
Der ideale Mann	35
Wovon wird man eigentlich betrunken?	40
Man darf es nur singen	43
Dienen lerne beizeiten das Weib	47
Unzählbare Feinde	52
Die Brüllzelle	57
Unterhaltung mit einem Schriftsteller	60
Geheimnisvolle Nachbarschaft	66
Etwas über die Gleichberechtigung des Mannes	70
Der rationierte Mann	74
Schwarze Mamba, Fakire und Bambushaare	79
Nur noch Frauen	83
System des Männerfangs	93
Sie wollte schön werden	99
Die Läuterung	106
Ich spiele nicht mit Männern	112
Das schönste Kind der Welt	115
Ach, die Sterne	120
Porträt einer Frau mit schlechten Eigenschaften	124

Autobiographisches

Bilder aus der Emigration	129
Gedichte aus der Emigration	158
Briefe aus der inneren Emigration	168

Szenen und Betrachtungen aus der Nachkriegszeit

Eine historische Betrachtung	195
Wolfgang und Agathe: Erna hat einen Engländer	208
Wolfgang und Agathe: Eine komische Krankheit	216
Wolfgang und Agathe: Deutsche, sprecht deutsches Deutsch	225
Wolfgang und Agathe: Ein Name fürs Kind	232
Magnus Kniller und die eigene Meinung	238

Satiren

Wenn wir alle gut wären

Zuerst habe ich gedacht, es müßte wundervoll sein, wenn wir alle gut wären. Ich malte mir eine Welt voll guter Menschen aus und war sehr gerührt und sogar entschlossen, mich selbst zu bessern.

Wenn man schon mal ideale Vorstellungen hat, soll man den Fehler vermeiden, scharf darüber nachzudenken und sich mit seiner Phantasie im Detail zu verlieren. Bereits nach halb-scharfem Nachdenken wurde mir bewußt, daß ein schlagartiges Gut und Tugendhaftwerden der Menschen für den größeren Teil der Menschheit die nackte Katastrophe bedeuten würde, und zwar vor allem gerade für die von Staats und Berufs wegen guten Menschen. Die Schlechten könnten ohne die Guten zur Not noch leben, aber die Guten wären ohne die Schlechten glatt aufgeschmissen.

Angenommen, kein Mensch würde mehr ein Verbrechen begehen. Auf Morde und verwandte Scheußlichkeiten könnte man natürlich jederzeit verzichten, aber die tausend anderen Delikte sind einfach notwendig, wenn der riesenhafte Polizei- und Justizapparat der gesamten Welt mit allem, was so drum und dran hängt, nicht zusammenbrechen soll. Von mir aus kann er zusammenbrechen, ich hab andere Sorgen, aber auf die Dauer könnte es mich – als guten Menschen – wohl doch nicht unberührt lassen, wenn ganze Heerscharen brotlos

gewordener Gerichtsvollzieher, Rechtsanwälte, Steuerinspektoren, Zollbeamten, Rauschgiftdezernenten, Kriminalisten, Detektive mitsamt Untergebenen und bedürftigen Familienmitgliedern versuchen sollten, sich von heut auf morgen vom Tau des Himmels zu ernähren. Die Leute müßten auch seelisch zusammenbrechen, weil es doch nicht nur ihr materieller, sondern auch ihr ideeller Beruf war, das Böse zu bekämpfen; und nun gibt's auf einmal nichts Böses mehr. Die Quelle, aus der sie ihr Selbstbewußtsein bezogen, ist versiegt. Eigentlich ist es nicht zu begreifen, daß Staatsanwälte und Richter den Delinquenten gegenüber so oft einen frechen und pampigen Ton anschlagen. Sie vergessen ganz, daß diese Leute die Grundlage ihrer Existenz bilden und sozusagen ihre Kundschaft sind. Man ist doch höflich zu seiner Kundschaft. Wenn nun die guten Menschen auch noch gesund wären, würden Ärzte, Irrenhäuser, Versicherungsgesellschaften, Krankenkassen, Pflegepersonal, Apotheken, Wunderdoktoren, pharmazeutische Betriebe und ganze Fakultäten und Industrien überflüssig. Es macht mich ganz verwirrt, wenn ich mir vorstelle, wie viele Menschen davon leben, daß es anderen schlechtgeht, und daß andere schlecht sind.

Luxus-Industrien, Möbel- und Modefirmen würden schwere Rückschläge erleiden, da die guten Menschen zwar noch nett aussehen und ihr Dasein angenehm gestalten wollten, doch in ihrem Lebensstandard nicht mehr einander auf Kosten anderer zu übertrumpfen suchten.

Wahrscheinlich würden die guten und gesunden Menschen auch keinen Alkohol mehr trinken. Die Winzer könnten sich an ihren Weinstöcken aufhängen, die Weinköniginnen ihre Kronen in die Pfandleihe tragen, und wie sämtliche Brauereien und Brennereien es anfangen wollten, ihre Betriebe von heut auf morgen auf Milchkonsum umzustellen, ist mir schleierhaft. Die Einnahmen der Hoteliers und vor allem vieler Kellner werden sehr zurückgehen, weil gute Menschen,

die nur ungegorene Getränke zu sich nehmen, selten in jenen Überschwang geraten, der zu einer großzügigen Behandlung der Trinkgeldfrage verleitet. Trübe und ungeklärt dürfte auch das Schicksal von Barbesitzern, Bardamen und Spielbankinhabern verlaufen. Und was würden die armen, lieben Regierungen ohne die Getränkesteuer anfangen?

Gute Menschen leben auch nicht über ihre Verhältnisse. Wie sich das wirtschaftspolitisch, soziologisch und außenpolitisch auswirken würde, ist gar nicht auszudenken.

Viele Tageszeitungen und Zeitschriften würden eingehen wie Fliegen in einer Flitwolke. Es gäbe nichts mehr zu schreiben über Eheprobleme, Skandale aller Arten und Schattierungen, Jugendkriminalität, Hochstapler, Heiratsschwinder, Mädchenhandel, Trunkenheit am Steuer, Giftmorde und was die Leute sonst noch alles gern lesen. Drucker, Journalisten, Redaktionsmitglieder, Zeitungsfrauen, Kiosk-Inhaber usw. würden in entscheidende Mitleidenschaft gezogen. Überhaupt würde das gesamte Literaturgewerbe inklusive Verlage, Schriftsteller, Leihbüchereien, Buchhandlungen usw. zusammenschumpfen wie ein Kinderluftballon, in den man mit einer Stecknadel geiekt hat. Und was würde aus den Radio-Gesellschaften? Was aus der Filmbranche ohne Vamps und Bösewichter? Wie soll denn das Gute in unseren schönen, edlen Filmen noch siegen, wenn nichts und niemand mehr zum Besiegen da ist?

Den guten Menschen bliebe auch gar nichts anderes übrig, als gut über einander zu sprechen – ein so abseitiges Thema, daß kaum einer weiß, wie erstaunlich wenig es hergibt. Eine anregende Geselligkeit dürfte es kaum fördern und fand bisher in der Hauptsache nur auf Begräbnissen und Jubiläen Verwendung.

Je mehr ich nachdenke, um so mehr muß ich feststellen, daß es geradezu schlecht von uns wäre, wenn wir alle gut würden. Oder vielleicht sind wir nur darum noch nicht alle gut und

gesund, weil zu viele Interessen und Interessenten dagegen sind? Wie dem auch sei – ich glaube nicht, daß die Gefahr eines allgemeinen Gutwerdens bereits alarmierend ist. Vorläufig können wir ruhig und unbesorgt weiter versuchen, uns zu bessern.

Die geheimnisvollen Punkte

Mein Herz lachte, als ich sie neulich wieder in einer Zeitung sah – die braven Pünktchen. Ich las: »Z . . . T ! stieß der Gauner grimmig hervor, als er die Tür verschlossen fand.« Während meiner Kindheit haben mich diese Pünktchen einmal fieberhaft interessiert, und ich habe keine Mühe gescheut, ihr Geheimnis zu lüften. Statt der Kinderseite »Für unsere kleinen Rangen« las ich in der Familienzeitung eine für gereifte Persönlichkeiten bestimmte Geschichte. Ein nicht unedler, aber rauher Mann war auf der Flucht: »Er fühlte, wie sein Fuß im Schlamm steckenblieb und murmelte: Verd Sch«

»Mutter«, fragte ich, »was bedeuten diese Punkte?« Meine Mutter las und wich aus: »Die Geschichte ist überhaupt nichts für Kinder.« »Ja, aber was bedeuten die Punkte?« »Stör mich jetzt nicht, geh zum Vater.« Ich ging. »Vater, was bedeuten diese Punkte?« »Zeig mal her, das werden wir gleich haben.« Mein Vater schätzte an Kindern eine solide Wißbegier. Nachdem er die Punkte gesehen hatte, erlosch seine Lehrbereitschaft. »Kümmre dich nicht um solche Punkte, das gehört sich nicht.« »Ja, aber was bedeuten sie?« »Kinder müssen nicht alles wissen wollen, geh zur Mutter.« »Mutter hat mich zu dir geschickt – was bedeuten die Punkte?« Mein Vater schwankte zwischen Ratlosigkeit, Ungeduld und Ärger.

Ein plötzlicher Einfall schien ihn zu erleichtern. »Frag Tante Hella und laß mich in Ruhe, hast du deine Aufgaben schon gemacht?« Nichts war geeigneter, meinen Abgang zu beschleunigen als Fragen nach meinen Aufgaben.

Ich ging zu Tante Hella. Sie war anerkannte Aufklärerin der Familie. Sobald ein Kind in der Verwandtschaft begann, Zweifel am Klapperstorch zu äußern, wurde es zu Tante Hella geschickt. Zweifel kann der zarte Beginn eines Wissens sein. Ein von Tante Hella aufgeklärtes Kind wußte überhaupt nichts mehr. Sie ging mit dem Kind durch den Stadtwald und erzählte sehr viel Sinniges von Blümchen, Bäumchen und Käferchen. Etwa so: »Wie das zarte Reislein dort dem Sträuchlein entspringt, so bist auch du, kleine Menschenknospe, einem Menschen entsprossen.« Wir Kinder verstanden Tante Hella zwar nicht, aber wir hatten sie gern, zumal die Aufklärungswanderungen stets in einer Konditorei endeten, wo wir Torte mit Schlagsahne essen durften. Mein Vetter Hugo hat sich der Torte wegen siebenmal von der Tante aufklären lassen – mit der völlig ehrlichen Begründung, er habe das Ganze immer noch nicht verstanden. Heute wiegt Hugo zwei Zentner und handelt mit Schrott. Aufgeklärt wird er wohl auch sein.

»Tante Hella, was bedeuten die Punkte?« Die gute Tante wünschte ihren Ruf als bewährte Aufklärerin auch in heikelsten Fragen nicht zu gefährden und wanderte am Nachmittag mit mir durch den Stadtwald. »Siehst du das modernde Laub, Kind? Es düngt den Waldesboden, und zarte Schneeglöckchen sprießen aus ihm hervor. Alles Irdische ist wandelbar, nichts geht in Gottes wunderbarer Natur verloren, und auch der Abfall von Mensch und Tier trägt zur Fruchtbarkeit bei. Hast du's verstanden?« Ich aß das dritte Stück Torte und hatte das Gefühl, als Entgelt der Tante eine Freude machen zu müssen und zu tun, als habe ich verstanden.

Am Abend war das Ehepaar Biebel bei uns zu Gast. Sehr feine

Leute. Mit sauberen Händen und frischer Haarschleife sollte ich einen Knicks machen und wieder verschwinden. Allmählich hatte ich gewittert, daß mit den Punkten was nicht stimmte und Erwachsene damit in Verlegenheit zu bringen waren. Aus einer Mischung von Geltungsbedürfnis und purer Tücke reichte ich Herrn Biebel die Zeitung: »Ach, bitte, können Sie mir sagen, was die Punkte bedeuten?« »Das wollen wir gleich haben, kleines Fräulein«, sagte Herr Biebel mit dem sahnigen Simili-Lächeln, das man den Kindern seiner Gastgeber entgegenzubringen pflegt, während meine Eltern mich mit jenem mühsam gebändigten Zorn betrachteten, der dem zivilisierten Charaktermenschen so gut zu Gesicht steht. »Kind, das weiß ich nun auch nicht«, meinte Herr Biebel etwas verlegen, und meine Mutter sagte: »Komm mal mit raus.«

Draußen im Wohnzimmer saß meine Großmutter, und ich stürzte auf sie zu: »Oma, was bedeuten die Punkte?« »Das Kind macht mich noch wahnsinnig«, rief meine Mutter, während Oma nach ihrer Brille suchte. Ich war furchtbar aufgeregt. Zuerst hatte ich gedacht, es handle sich bei den Punkten um ein interessantes, aber harmloses Rätsel. Dann hatte ich vermutet, es sei vielleicht eines der läppischen Durchschnitts-Geheimnisse, die Erwachsene vor Kindern haben. Jetzt aber glaubte ich, die Punkte würden etwas Ungeheures bedeuten. »Was für Punkte?« fragte die Oma. »Die da.« Ich liebte meine Oma, sie wußte alles. »Du wirst es doch nicht etwa aussprechen!« rief meine Mutter. »Warum denn nicht?« sagte Oma, und dann sprach sie es aus. Meine Mutter rang die Hände: »Wie kannst du dem Kind nur solche Worte beibringen!« Oma legte ihre Brille zusammen. »Stell dich man nicht so an«, meinte sie ruhig, »dein Großvater hat sich bis zum Fuhrunternehmer emporgearbeitet und ein kräftiges Deutsch gesprochen, das hast du selbst noch gehört, und es hat dir nicht weh getan.« Meine Mutter seufzte: »Ja, aber das Kind – das

Kind kennt so was doch nicht.« Ich hatte ein komisches Gefühl der Leere. »Ach Gott«, sagte ich, »das Wort kenne ich doch längst, das kennen doch alle Kinder, die auf der Straße spielen. Aber ist es denn wirklich wahr, Oma, bedeuten die Punkte auch ganz bestimmt nichts anderes?« »Nein.« »Ja, aber warum schreiben sie denn die Worte nicht?« »Ach«, sagte Oma, »in meiner Jugend war man noch vernünftig und nicht so zimperlich wie die heutige Jugend.« »Oma, aber warum machen sie denn Punkte?« »Wahrscheinlich, weil sie zu fein sind, Kind, zu sch . . . fein.« Und sie sprach das Wort ohne Punkte.

Zu viel Geld

Ich war neun Jahre alt, als mich zum ersten und zum letzten Male in meinem Leben der Besitz einer Geldsumme zur Verzweiflung brachte, weil ich nicht damit fertig werden konnte. Mit meiner Schwester Elfriede war ich vorübergehend bei drei Großtanten untergebracht. Ich fürchtete die drei Tanten, weil ich von ihnen erzogen wurde und trotz aller Mühe immer alles falsch machte. An Elfriede war nichts zu erziehen, sie war rundherum musterhaft und unentwegt ehrenamtlich tätig. In der Schule durfte sie die Landkarten aufhängen, ausgestopfte Tiere in den Zeichensaal bringen und der Klassenlehrerin die Hefte nach Hause tragen.

Elfriede und ich hatten unsere Sparschweine von daheim mitgenommen. Unter kleinen und kleinsten Münzen beherbergte mein Sparschwein einen zusammengefalteten Zwanzigmarkschein. Ein großzügiger Onkel hatte ihn mir geschenkt, als ich mir zu Weihnachten ein Flugzeug gewünscht hatte. Als die Sparschweine voll waren, wurden sie zu meiner Empörung und Enttäuschung von den Tanten beschlagnahmt, um uns für den Inhalt später einmal etwas Nützliches anzuschaffen.

Ich sah mich vor die unerhörte Aufgabe gestellt, mein eigenes Geld stehlen zu müssen. Heimlich angelte ich mit einer Haarnadel den Zwanzigmarkschein aus dem Schwein.

Nachmittags verführte ich Elfriede dazu, mit mir zu kommen, um das Geld zu verprassen. Zwar war ich von Elfriedes Vertrauenswürdigkeit nicht überzeugt, aber das gemeinsame Exil hatte sie meinem Empfinden näher gebracht und mich ihr gegenüber leichtfertig werden lassen. Eine dumpfe Ahnung warnte mich, Elfriede den Diebstahl an mir selber einzugestehen, und ich erzählte ihr eine sehr schöne Geschichte von einem Schulrat, der mit einer gläsernen Kutsche in den Schulhof gefahren war und mir das Geld gegeben hatte, ich solle es mit meiner Schwester verbrauchen. Es war natürlich dumm von mir, gerade Elfriede an meinem Abenteuer teilnehmen zu lassen. Vielleicht fühlte ich mich gesichert, wenn ich sie mitschuldig machte. Vielleicht reizte mich die erhöhte Gefahr, die mir durch sie entstehen mußte. Vielleicht trieb mich ein Dämon, die ewig Artige in das Gewirr dunkler Sünden zu verstricken und das Erhabene in den Staub zu ziehen. Vielleicht wählte ich Elfriede auch nur, weil ich zufällig kein anderes Kind zur Verfügung hatte.

Elfriede war ein Jahr älter als ich, aber der Besitz der zwanzig Mark gab mir vorübergehende Überlegenheit.

Zuerst führte ich Elfriede an eine Limonadenbude, wo es Flaschen mit roten, gelben, grünen Getränken gab. Wir tranken sämtliche Farben. Elfriedes moralische Widerstandskraft war gebrochen, meine Unternehmungsgier riß sie mit. Der Verschluß der Selterwasserflasche bestand aus einer kleinen gläsernen Kugel. Schon oft hatte ich vergebens versucht, diese Kugel aus der Flasche zu entfernen. Ich wünschte mir sehnlichst gerade diese Glaskugel. In meinem Limonadenrausch kaufte ich eine Flasche, um sie mitzunehmen. Unter Herzklopfen und mit den Gefühlen eines Mörders, der heimlich eine Leiche beiseite schafft, zerschmetterte ich die Flasche an einer Bordschwelle. Ich hatte die Kugel. Welche Wunder ich mir von ihr erhoffte, wußte ich nicht. Wahrscheinlich gar keine. Die Kugel war Wunder an sich. Aus ihrem gläsernen

Gefängnis hatte ich sie befreit, einen gläsernen Körper ihretwegen gewaltsam ermordet. Es hatte mich Überwindung gekostet, denn alles irdisch Vorhandene lebte für mich. Einem Blatt Papier glaubte ich weh zu tun, wenn ich es zerriß.

Dem Zauber der Kugel gesellte sich der Zauber des Geldes. Ich hatte gefürchtet, der Zwanzigmarkschein hätte für die Orgie an der Limonadenbude nicht gereicht. Noch nie hatte ich eine Flasche Limonade allein trinken dürfen und sie immer für etwas sehr Teures und Kostbares gehalten. Furchtsam hatte ich den Schein dem Verkäufer hingehalten, und der hatte mir einen überwältigenden Haufen von Scheinen und Münzen zurückgegeben.

Ich ging mit Elfriede zu einem Eiswagen. Wir lebten aus dem vollen und legten uns keinerlei Einschränkung auf. Wie oft hatte ich davon geträumt, einmal so viel Eis essen zu dürfen, wie ich wollte und konnte. Elfriede übertraf noch meine beachtliche Leistungsfähigkeit. Sie fraß verbissen und schien seelisch weder abgelenkt noch erregt. Wieder zahlte ich mit einem Schein, und wieder bekam ich Geld zurück. Abermals hatte das Geld sich vermehrt.

Ich kaufte Salmiakstangen, Himbeerbonbons, saure Drops, zwanzig Hauchbildchen und mehrere Rollen Pfefferminzpastillen. Das Geld wurde nicht weniger. Im Gegenteil. Das Taschentuch, in das ich es gesammelt hatte, platzte fast vor lauter Münzen. Elfriede wurde schlapp und weinerlich, und mich beschlich das Gefühl, unter einem Fluch zu leben.

Auf dem Rummelplatz fuhr ich mit Elfriede Schiffschaukel und Karussell. Nach dem fünften Male mußte sich Elfriede übergeben. Sie wollte nach Hause. Das ging nicht. Erst mußte das Geld alle sein. Ich sah keine Möglichkeit, so viel Geld zu Hause zu verbergen. Unauffällig versuchte ich, einige Münzen zu verlieren. Elfriede merkte es und sammelte sie trotz ihres hinfalligen Zustandes wieder auf. »Geld wirft man nicht fort«, tadelte sie nicht zu Unrecht, »wir wollen es

den Tanten geben.« Damit war ich nicht einverstanden. Hätte ich das Geld offiziell verbrauchen dürfen, würde ich Goldfische, Rollschuhe oder einen Wellensittich erstanden haben. So aber konnte ich das nicht. Krampfhaft überlegte ich, auf welche Weise sich das Geld noch verjubeln ließe. Mir fiel nichts ein. Ich muß eine spärliche Phantasie gehabt haben. Soweit sie überhaupt vorhanden war, wurde sie auch noch durch Elfriede gelähmt. Ich kam auf den vernünftigen Gedanken, das Geld einem Bettler zu schenken. Dagegen konnte Elfriede nichts haben. Noch zu jeder Zeit bisher hatte es Bettler gegeben in Hülle und Fülle. Jetzt, wo ich dringend einen brauchte, fand ich keinen. Vergeblich schleifte ich Elfriede eine halbe Stunde lang durch die Stadt. Ich erwog den Plan, in eine Konditorei zu gehen, traute mich aber nicht, aus Angst, dort vielleicht verhaftet zu werden. Aus einem Automaten zog ich zehn Päckchen gebrannte Mandeln. Die zehn Groschen machten mich nicht merklich ärmer. Außerdem war ich jetzt auch noch verpflichtet, den Haufen gebrannter Mandeln runterzuwürgen. Elfriedes Beistand war nichts wert. Übrigens hätten wir längst zu Hause sein müssen. Unsere Verspätung würde eine verschärfte Kontrolle bedeuten. Vorübergehend spielte ich mit dem Gedanken, das Geld unter einem Baum zu vergraben, aber ich hatte keinen Spaten oder ähnliches und wußte auch keinen passenden Baum in der Nähe. Das Geld in einen einsamen Hausflur oder in einen Briefkasten zu werfen, duldete Elfriede nicht. Der einzige Vorschlag, den sie beisteuerte, war, das Geld mit Hilfe der Tanten in neue Sparschweine zu stopfen. Am liebsten hätte ich sie verprügelt, aber ich hoffte immer noch, sie zu dauerndem Schweigen überreden zu können.

Zuletzt entschloß ich mich, das Geld bei der Obstfrau in unserer Straße abzuladen. Ich hatte keineswegs das Gefühl, der Frau damit einen Gefallen zu tun. Ich hoffte nur, sie würde

mir vielleicht ein Opfer bringen und das Geld nehmen, denn sie war immer nett zu mir gewesen.

Ich entleerte mein Taschentuch auf dem Ladentisch der Obstfrau und verschwand schuldbewußt, eilig und ohne Erklärung. Vor der Tür würgte Elfriede an einer gebrannten Mandel, die sie aus Versehen unzerkaut verschluckt hatte.

Eine halbe Stunde später hatte Elfriede den Tanten eine lückenlose Darstellung meiner Delikte gegeben, soweit sie ihr bekannt waren, und vergoß Tränen der Reue über ihr eigenes strafbares Verhalten. Da ich selbst im Augenblick nicht mehr genau wußte, was wahr und was gelogen war, schwieg ich. Die Geschichte von dem segenspendenden Schulrat in der gläsernen Kutsche wollten die Tanten nicht glauben. Schließlich erschien auch noch die Obstfrau, um zu erfahren, was sie für das Geld liefern sollte, das ich ohne weitere Anweisung gebracht hatte. Sie war der Meinung, ich wäre im Auftrag der Tanten zu ihr gekommen.

Zu spät fiel mir ein, daß ich von dem Geld eine Fahrkarte hätte kaufen können, um nach Haus zu meiner Mutter zu fahren.

Das Geld hat mir mein beleidigendes Verhalten bis zum heutigen Tage nicht verziehen. Ich habe nie mehr zuviel gehabt, aber sehr oft zuwenig. Und das ist auch nicht schön.

Klick . . .

Als ich zum erstenmal nach Amerika fuhr, glaubte ich perfekt Englisch zu können. Dieser Glaube hielt während der ganzen Überfahrt vor. Kaum war ich in Hoboken an Land gegangen, wurde er erschüttert. Noch ehe ich im Hotel war, wurde mir klar, daß ich, soweit es die sprachliche Verständigung betraf, genausogut nach China hätte fahren können. Chinesisch hatte ich auch noch nie gekonnt.

In mein Hotelzimmer kam ein Amerikaner mit einem Fotoapparat, um mich für irgendeine Zeitschrift zu fotografieren und zu interviewen. Alles an ihm leuchtete und strahlte – seine Zähne, sein Strohhut, sein Lächeln, seine Augen, seine Schuhe. Ein reizender Mensch. Aufmerksam lauschte ich den gurgelnden Lauten, die er hinter geschlossenen Zahnreihen produzierte. Zuerst hatte ich Lust, die Zähne mit einem Büchsenöffner etwas auseinanderzuklemmen, doch dann beschränkte ich mich darauf, mich zu freuen, daß der Mann so schöne Zähne hatte.

Das Fotografieren ging verhältnismäßig mühelos. Das Interview bestand darin, daß wir einander abwechselnd hilfelehnend und ermutigend anlächelten. Wir sprachen auch, aber das hatte keinen Sinn. Mein Englisch war so perfekt, daß es nur ein einziger Mensch auf dieser Welt verstehen konnte, nämlich ich selbst.

Aus einem tieferen seelischen Einvernehmen heraus, als es die menschliche Sprache zu verleihen vermag, gingen wir schließlich hinunter in die Hotelbar, setzten uns einander gegenüber und bestellten Whisky.

Nach und nach fanden wir ein System für unsere Unterhaltung. Wir stießen unsere Gläser aneinander, es machte »Klick«, wir tranken, und dann fing er an zu sprechen und sprach ungefähr drei Minuten lang. Ich sah ihn freundlich an. Dann stießen wir wieder unsere Gläser aneinander, es machte »Klick«, wir tranken, und dann sprach ich. Ungefähr drei Minuten lang, und er sah mich freundlich an. So setzten wir das fort und redeten immer lebhafter und verstanden immer nur »Klick«, und das mit den drei Minuten hatten wir bald im Gefühl, denn irgendeine Ordnung mußte ja schließlich sein. Selten schien mir eine Unterhaltung angenehmer und harmonischer verlaufen zu sein. Jeder konnte sagen, was er wollte. Es gab keine Bekenntnisse, die man später als peinlich und überflüssig bereuen mußte. Es gab keine Worte, die eifernden Widerspruch herausforderten. Es gab keine versteckt lauernde zweite und dritte Bedeutung hinter den Sätzen. Es gab kein kompliziertes Erklären und keine Meinungsverschiedenheiten – politische Meinungsverschiedenheiten schon gar nicht. Ich hätte seelenruhig die Überzeugungen einer chinesischen Partisanengruppe und mein Partner das Ideengut eines österreichischen Legitimisten vertreten können. Wir hätten »Klick« gemacht und wären weiter miteinander einverstanden gewesen. Ach, wenn ich jetzt so daran zurückdenke, dann möchte ich mich am liebsten nur noch mit Menschen unterhalten, die ich nicht verstehe und die mich nicht verstehen. So eine Unterhaltung gibt Raum für alles Angenehme, das die eigene Phantasie zu schenken vermag, und dazu bietet sie eine gemütliche Eintracht, ein freundliches Lächeln und alle drei Minuten »Klick« ...

Das Schönste von München

Als ich vor einiger Zeit aus fern gelegenen Regionen der Bundesrepublik nach München reisen wollte, rieten mir nähere und fernere Landsgenossen davon ab. Die Bayern brächten Fremdlingen gegenüber die von mir so geschätzte freundliche Umgänglichkeit nicht auf, es gäre in ihnen ein dämonischer Haß gegen Völkerstämme jenseits ihrer Grenzen.

Die Warnungen brachten mein Wikingerblut in Wallung. Ich wappnete mich mit der edlen Kühnheit eines Urwaldforschers und stürzte mich in den Schlafwagen.

Seit Vorkriegszeiten hatte ich Münchner Boden nicht mehr betreten. Damals hatte ich diese Stadt ungerne und ohne Schaden an Leib und Seele genommen zu haben wieder verlassen. Ihre schlummernde Gefährlichkeit mußte meinem blauen Kinderblick entgangen sein. Was würde mein mittlerweile gereiftes Forscherauge diesmal erspähen?

Der erste Bayer, der mir begegnete und mit dem ich sofort ein Glas Bier trank, um mich einzuschmeicheln, war der Schlafwagenkellner. Ein reizender Mensch. Aber, wie sich später herausstellte, leider aus der Nähe von Osnabrück stammend. Sobald ich in München angekommen war, begegneten mir auf Schritt und Tritt entzückende Bayern, die aber alle nicht aus Bayern waren. Höchstens fünf Tage hatte ich in Bayern blei-

ben wollen. Jetzt sind fünf Wochen vergangen, und ich bin immer noch hier.

Auf den Hauptgrund meines in die Länge gezerzten Münchner Aufenthalts werde ich später noch zu sprechen kommen. Der erste Nebengrund für mein Bleiben war der wilde Ehrgeiz, einen echten eingeborenen Münchner zu erleben. Von mir aus konnte es auch eine Münchnerin sein.

Mein Zimmermädchen ist eine sanfte Perle. Ich war bereit, ihretwegen zur Münchner Lokalpatriotin zu werden. Doch ich erfuhr, daß sie aus der Steiermark stammt, und ich weiß nicht, ob das noch zu München zu rechnen ist.

Ein netter junger Taxenchauffeur steuerte mich freundlich und etwas weitläufig durch Münchens nachmittäglichen Großstadtdschungel. Ich entlockte seiner milden Hilfsbereitschaft das Geständnis, er sei aus Halle. Statt meiner Enttäuschung Ausdruck zu geben, stellte ich fest, daß selbst bescheidene Geographiekenntnisse zur Belastung werden können. Unwissenheit schafft Illusionen, die Zeit und Geld ersparen. Als Wissende muß ich weitersuchen.

Auf meiner Suche erlebte ich: Kellner aus Berlin, Blumenfrauen aus Breslau und Hannover, Kollegen aus Düsseldorf, Hamburg, Leipzig und London. Ich habe zauberhafte Ungarn, Jugoslawen, Bulgaren, Rumänen, einen Viertelamerikaner, eine halbe Inderin und fünf Italiener aus dem südlichen Teil der Sächsischen Schweiz kennengelernt. Einer von ihnen war aus Rom.

Wo sind die Münchner? Ich glaube, jetzt einem echten Exemplar auf der Spur zu sein. Meine Kontakte zu einem Nachttaxenchauffeur vom Format eines viertürigen Kleiderschranks führten zu dem Resultat, daß er sich als Münchner bezeichnete und mir sogar seinen Spitznamen nannte. In allen Städten leben nämlich altgediente Taxenfahrer meistens nicht unter ihrem Eigen-, sondern unter ihrem Spitznamen. Mein Taxen-Münchner gestand mir mit männlichem Stolz und

schämigem Charme: »I bin die Betonbrust.« Natürlich war ich begeistert, beherrschte mich aber und ließ mich zu keinen unüberlegten Handlungen hinreißen. Ich werde schon noch rausfinden, ob's stimmt, daß er ein echter Münchner ist. An dem Namen Betonbrust zweifle ich nicht.

Im übrigen lasse ich mich nicht täuschen. Mißtrauen ist die ehrenvolle Waffe des gläubigen Skeptikers. Ich erlebte indirekt und direkt Bayern mit Geburtsadel. Sie bestanden aus adligen Balten, Mecklenburgern, Schlesiern, Hugenotten und Ostpreußen. Zwar war ich demokratisch entzückt von ihnen, doch als echte Münchner vermochte ich sie nicht hinzunehmen. Wahrscheinlich werde ich auf die Betonbrust zurückgreifen müssen.

Die Jagd nach dem echten Münchner ist der erste Nebengrund für mein Immernochhiersein. Ein weiterer Nebengrund ist, daß ich nur ganz kurz bleiben wollte und deswegen lediglich mit einer Schachtel Zigaretten, einer kleinen Flasche Lavendel, einem Nachthemd, einer Zahnbürste, einer roten Geranie im Ausschnitt und der Rückfahrkarte in der Hand nach hier reiste. So was rächt sich. Ich gehöre zu den Menschen, die rettungslos verloren sind, wenn sie am frühen Abend eine Wirtschaft oder Bar betreten, nur um den munteren Freunden mitzuteilen: »Meinen Mantel ziehe ich gar nicht erst aus, ich wollt euch nur sagen, daß ich sofort nach Hause muß und arbeiten.« Solange ich den Mantel anhabe, fühle ich mich moralisch gesichert und jederzeit aufbruchsbereit – bis zum Morgengrauen. Hätte ich mich sofort entschlossen, den Mantel abzulegen und eine Stunde zu bleiben, wäre ich allenfalls drei Stunden geblieben – statt sieben oder acht Stunden. Hätte ich mich klar und vernünftig auf acht Tage München eingerichtet, wäre mir eine seriöse Heimfahrt nach, sagen wir mal, vierzehn Tagen sicher gewesen. So aber verließ ich mich auf Grund meines mangelhaften Trousseaus auf meine minutiös festgelegte Rückkehr.

Man soll sich auf nichts und niemand verlassen, am wenigsten auf sich selbst.

Mögen andere Menschen standhafter sein – ich freue mich meiner Unstandhaftigkeit, seit ich in München bin. Es gibt nette Menschen hier, schönes Wetter, schöne Umgebung, die rauschende Isar, die berühmte Schwarzhändler-Möhlstraße, eindrucksvolle Festspiele und gutes Bier. Es gibt noch viel Schönes in München, aber das Schönste ist der Föhn, und er ist der Hauptgrund dafür, daß ich am liebsten überhaupt nicht mehr fort möchte.

Ich will nicht behaupten, daß ich zeitweilig faul wäre wie die Sünde, denn ich halte gerade die Sünde für fleißig. Ich bin manchmal faul wie ein im Gras vermodernder Fallapfel. In anderen Städten darf ich das nicht sein, ohne mit moralischem Abscheu oder mitleidig-verächtlicher Nachsicht betrachtet zu werden. Hier in München erstickt man mir wohltuend jedes aufkeimende Schuldgefühl mit den Worten: »Das ist der Föhn.« Natürlich ist es der Föhn. Wie klar, wie einfach und leicht ist doch das Dasein, wenn's einen Föhn gibt! Wenn ich mich bei Freunden etwas revoltierend aufführe, brauche ich bei kritischen Einwänden nur mal schnell zu säuseln oder zu brüllen: »Föhn!« »Ach so«, sagen dann alle und behandeln mich sofort mit der pflaumenweichen Güte eines Idealpsychiaters. »Entschuldigen Sie bitte«, sage ich, »Föhn!«, wenn ich mal Verabredungen mit Freunden oder wichtigen Geschäftsleuten durcheinandergebracht habe. »Ach so«, meinen die Leute dann verständnisvoll und sind furchtbar nett und entgegenkommend, weil sie fühlen, daß der Föhn im Begriff ist, mich unberechenbar zu machen. Anderswo wären die Leute für Wochen verschmolzt und beleidigt.

Wenn meine Begleitung mich darauf aufmerksam macht, daß ich mit einem Loch im Strumpf zu irgendeiner Galavorstellung gehe, erwidre ich nur kalt lächelnd »Föhn«, und niemand wagt dann, von Schlamperei auch nur zu flüstern.

Wenn ich zuviel rauche, ist es der Föhn, wenn ich müde bin, ist es der Föhn, und wenn ich vor lauter Wachsein abends nicht nach Haus finden kann, ist es auch der Föhn. Anderswo würde man roh und verständnislos von Bummeln sprechen. Eine der herrlichsten Eigenschaften des Föhns besteht darin, daß er immer da ist, auch wenn er gerade mal nicht da ist. Als sensible Natur fühlt man dann eben sein Kommen im voraus. Und wenn er gerade fort ist, leidet man natürlich besonders unter den Nachwehen.

Alle Menschen hier wissen, daß ich schrecklich unter dem Föhn leide. Dabei ist das Interessanteste am Föhn für mich, daß ich ihn bis heute überhaupt noch nicht gespürt habe. Bis zum heutigen Tage habe ich nicht die leiseste Ahnung, was und wann nun eigentlich Föhn ist. Natürlich werde ich mich hüten, diese Unkenntnis zu verraten.

Auf jeden Fall tun mir die Menschen in Städten ohne Föhn von nun an sehr, sehr leid, und mir wird es furchtbar schwerfallen, wieder irgendwo zu leben, wo's keinen Föhn gibt.

Bernsteinaugen und Rosenwangen

Vergleiche hinken. Das finde ich nicht schlimm. Hinken ist und bleibt immerhin eine Art des Gehens und kann sogar sehr nett aussehen. Ich kenne Leute, die ausgesprochen charmant hinken. Und ich kenne auch Vergleiche, an denen gerade das Hinken das Reizvollste ist. Nun traf ich neulich meinen Freund Otto, und der zeigte sich furchtbar streng in bezug auf Vergleiche, besonders hatte er's mit den Farben.

»Wieso semmelblonde Haare?« fragte er, »was verstehst du darunter? Meinst du das Innere einer Semmel oder das Äußere? Eine groß gebackene Semmel ist dunkler als eine weniger groß gebackene. Nimm irgendeine Semmel in die Hand und halte sie hundert blonden Leuten an den Kopf. Wenn die Haarfarbe auch nur eines einzigen Menschen mit der Semmel übereinstimmt, zahl ich dir deinen Semmelbedarf bis ans Lebensende.«

Allmählich weiß ich gar nicht mehr, wie man eine Farbe näher bezeichnen soll. Ich habe schon oft von veilchenblauen Augen gehört und gelesen, aber ich habe noch nie einen Menschen mit violetten Augen gesehen. Und was heißt tabakfarben? Welche Tabaksorte ist gemeint? Was versteht man unter kaffeebraun? Kaffeebohnen oder gekochten Kaffee? Ich habe einen kaffeebraunen Rock, aber ich kenne weder dunkle noch helle Kaffeebohnen, denen er in der Farbe gleicht. Wahr-

scheinlich sind Kaffeebohnen nicht kaffeebraun, sondern nur Stoffe. Dafür sind Kaffeebohnen dann vielleicht nußbraun und Nüsse lehmfarbig. Und wie ist es mit bananengelb, rosenholzfarben, honigfarben, malvenfarben, olivgrün und erdbeerrot? Eine sehr nette Tante schenkte mir mal ein Kleid mit dem ausdrücklichen Hinweis, es sei gänsegrün. Ich habe das Kleid sehr geliebt und fand gänsegrün wunderschön. Aber was ist eigentlich gänsegrün? Was sind rosenfarbene Wangen? Rosen gibt's vom zartesten Weiß-Rosa bis zum dunkelsten Rot-Violett.

Schneewittchens Haare waren schwarz wie Ebenholz. Das hat mir immer großen Eindruck gemacht. Jetzt erst fällt mir ein, daß ich kein Ebenholz kenne. Wahrscheinlich ist es gar nicht schwarz und hat überhaupt eine Farbe, die Menschenhaare niemals haben.

Als Kind las ich mal von einem kleinen Mädchen, das vor einem König ein Gedicht aufsagen sollte und blutübergossen vor ihm stand. Damals habe ich wirklich geglaubt, man habe über das unglückliche Geschöpf einen Kübel mit Blut geschüttet und fand die Vorstellung von der Blutübergossenen beklemmend und die Methode, an die Leutseligkeit eines Herrschers zu appellieren, etwas eigenartig.

Mäuse sind derart verschieden, daß mäusegrau eine höchst ungenaue Farbbezeichnung ist. Und genauso ist's mit weinrot, resedagrün, taubenblau, kirschrot, schwefelgelb und haselnußbraun. Dichter, die von bernsteinfarbenen Augen schreiben, wollen damit sagen, daß diese Augen schön sind. Gewiß, es gibt dunklen Bernstein, aber es gibt auch hellgelben. Hellgelbe Augen würden sicher scheußlich aussehen, und Gott sei Dank hat sie auch niemand.

Jede Frau kennt sandfarbene Strümpfe, aber keine dürfte eine Sandart kennen, die wie sandfarbene Strümpfe aussieht. Ich habe einen Puder, der die Farbbezeichnung »Pfersich« trägt. Und wenn ich bis ans Ende meiner Tage danach suchte, ich

würde keinen Pfirsich finden, der auch nur eine schattenhafte Ähnlichkeit mit dem Pfirsich-Puder hätte, weder von innen noch von außen.

Gegen blutroten Wein läßt sich wohl nicht allzuviel einwenden. Er spielt eine große Rolle in düsteren Balladen. Auch wo er sonst in der Literatur auftaucht, weiß man sofort, daß schicksalhafte Katastrophen bevorstehen. Im krassen Gegensatz dazu steht der goldene Wein, der immer mit schäumender Lebensfreude kombiniert ist. Es gibt aber gar keinen goldenen Wein. Den Ehering möchte ich sehen, dessen Farbe mit irgendeiner Weißweinsorte übereinstimmt.

Farbnuancen lassen sich sprachlich wohl nur schwer festlegen. Ich weiß auch nicht, ob die Erfinder von Farbbezeichnungen zuviel Phantasie haben oder zuwenig. Lachsfarbene Damenunterwäsche ist derart populär, daß ich manchmal das Gefühl habe, man wird mir eine Scheibe Hüfthalter oder Nachthemd servieren, wenn ich im Restaurant Lachs bestelle. Umgekehrt kann mich das Bedürfnis überkommen, einen Löffel Mayonnaise draufzuklatschen, wenn mir eine Wäscheverkäuferin eine lachsfarbene Garnitur vorlegt. Dabei hat die Lachswäsche eine ganz andere Farbe als der Lachs, den ich esse. Warum gibt es zur Abwechslung nicht mal Abendrotwäsche oder Sonnenaufgangsunterröcke? Neumondfarbene Strümpfe? Kognakfarbene Haut? Auspuffgasgraue Haarsträhnen? Hormonblaue Augen, vitaminfarbene Handtaschen?

In Romanen um die Jahrhundertwende spielten flohfarbene Herrenanzüge eine beachtliche Rolle. Das waren noch behagliche Zeiten, als der elegante Herr sich an Hand seines Lieblingsfloh beim Schneider den Stoff aussuchte. Kaum ein Mensch weiß heute noch, wie ein Floh aussieht. Aber es könnten ekzemfarbene Komplets verkauft werden und toto-grüne oder boxerviolette Lippenstifte.

Jemand, der mir schmeicheln wollte, hat mir mal gesagt, ich

hätte aschblonde Haare. Das fiel mir zufällig heute morgen ein, als ich die Asche aus meinem Ofen ausleerte. Tiefsinnig starrte ich in die Mülltonne. Also lieber eine Glatze als so eine Haarfarbe. Warum werden Haare noch nicht auf astrologischer Basis gefärbt? In Steinbockblond, Jungfraurot oder positivem Wassermannblau? A propos Wasser: Farbbezeichnungen, die mit irgendwas Wäßrigem zu tun haben, stimmen auch nie. Nilgrün kann ich nicht nachprüfen, weil ich den Nil nicht gesehen habe. Die Donau hab ich gesehen, aber blau war sie nicht. Und der Rhein ist so wenig grün wie die Donau blau ist, obwohl Lieder gerade sein Grün preisen.

Ich kenne auch einen ganzen Haufen Seen, aber keiner hatte die Farbe seegrüner Seide. Und ob wohl das Rote Meer aus der Bibel wirklich rot ist?

Ich will's mit den Farben nicht so genau nehmen. Lieber trinke ich jetzt ein Glas goldenen Wein, ob er nun golden ist oder nicht.

Der ideale Mann

Von einem, der eine Statistik darüber anlegen will, wurde ich gefragt: »Welcher Mann wird geliebt?« Ich mache mir nicht viel aus solchen Testen, aber ich finde es immer noch lohnender und interessanter, über männliche Vorzüge nachzudenken als über Umfragen wie zum Beispiel: »Welcher Unterschied besteht Ihrer Meinung nach zwischen Marlene Dietrich und dem Bundeskanzler?«, »Halten Sie Libido für einen Seestrand in Italien oder für ein nordafrikanisches Gesellschaftsspiel?«, »Ziehen Sie eine Alkoholvergiftung einer Vorladung zum Finanzamt vor?«

Ich weiß nicht, ob es einen idealen Mann gibt. Wenn ich in einen Mann verliebt bin, finde ich ihn so einmalig und wundervoll, daß ein Attribut wie »ideal« viel zu blaß und kümmerlich für ihn ist. Später, wenn das Hoch sozusagen dem Eindringen kühlerer Meeresluft weichen mußte, kommt mir die Bezeichnung »ideal« erst recht nicht in den Sinn. Die Vorstellung, alle Männer, die ich mal reizend fand, zu einem Haufen versammelt zu sehen, hat etwas Beklemmendes für mich. Vergangene Begeisterung und künftige Kriege soll man sich nicht vorstellen.

Ich weiß auch nicht, welche Art Mann mir nun besonders gut gefällt. Mit sechzehn Jahren hatte ich mal gehört, wie meine mir durch Reife und Welterfahrung überlegene achtzehnjäh-